

Familienfreund

Blätter zur Unterhaltung und Belehrung

Schloß Sombras.

Historische Erzählung von Herbert Greenough Smith. Autorisierte Verdeutschung von Hermann Simbach.

12] Sombras gewährte jedoch nichts von dem, was in ihm vorging, sondern fuhr fort:

„Ein Weib, kalt und mürrisch, wie du es sein würdest — und von einem anderen träumend — ist nicht nach meinem Wunsche. Ich mag kein solches Weib. Aber ich will meine Rache!“

„Nun, so habt sie!“ antwortete sie lachend. „Aber was wird dann aus mir?“

Und da Sombras sie erstaunt und fragend ansah, fuhr sie fort:

„Hört, was ich Euch sagen will. Ich sehe ein, daß ich zu weit gegangen bin und daß es an der Zeit ist, Euch aufzuklären. Kommt, laßt uns ruhig plaudern, wie Freunde, die wir waren, ehe Jener sich zwischen uns drängte und all das Ungemach heraufbeschwor.“

„Wie?“ fragte er gebehnt, als traue er seinen Ohren nicht.

„Ehe er erschien, lebte Ihr mich — nicht wahr?“ sagte sie leise.

Sombras nickte zustimmend.

„Und auch mir waret Ihr nicht gleichgültig! Ach, nun habe ich es gesagt! Ihr aber dachtet von mir, ich liebe diesen Mann. Wie absurd! Was ist er im Vergleich zu Euch? Würde mich nicht jedes Weib um einen Gemahl wie Euch beneiden, tausendfach? Und Ihr konntet wirklich glauben, daß ich solch einen Bräutigam, der würdig einer Königin, einem unbekanntem Landstnechte vorziehen würde?“

„Warum gabst du denn aber vor, ihn zu lieben? Warum hatest du mich um sein Leben? fragte er mit einem Blicke, der in ihrer Seele lesen zu wollen schien.“

„Warum? Weil — aber Ihr werdet mir zürnen —“

„Nein, sprich nur weiter.“

„Ich wollte Euch eifersüchtig machen! Ach, es war töricht von mir — unrecht. Aber Ihr wißt ja, wie Weiber sind. Unvernünftige, launenhafte Geschöpfe!“ Ein fast unerklärliches Lächeln deutete an, daß er ihr beistimmte.

„Und an Euer Benehmen und dem Rivalen gegenüber legte ich den Maßstab Eurer Liebe zu mir. Doch ich ging zu weit — verzeiht mir! Ich handelte unrecht, ich gebe es zu, aber ich habe nun auch die Aufrichtigkeit Eurer Liebe erprobt. Wie kann ich Euch meine Reue beweisen? Und nicht an ihn herantretend, flüsterte sie ihm in's Ohr: „Wie, wenn ich einwillige, schon morgen Euer Weib zu werden?“

„Morgen mein Weib zu werden?“ wiederholte der vollständig überraschte Schloßherr.

„Ja, morgen schon!“ antwortete sie. „Und warum nicht? Vater Florian wird uns verbinden, hier in der Burgkapelle.“

„Du willst dich nur opfern, um ihn zu befreien,“ sagte er argwöhnisch. „Aber er wird nicht frei werden!“

„Einverstanden!“ erwiderte sie leise. „So sei es. Er soll nicht frei werden. Nach unserer Hochzeit mögt Ihr nach Eurem Willen mit ihm verfahren.“

„Dann brauche ich nicht zu warten bis nach der Hoch-

zeit,“ entgegnete er mit teuflischem Grinsen. „Dann kann ich meine Rache ja schon jetzt befriedigen!“

Ein Zittern überkam sie — aber nur sekundenlang. Ihre Geistesgegenwart in diesem kritischen Augenblicke, der ihren ganzen Plan zu vernichten drohte, war bewunderungswert.

„Dann werdet Ihr aber den besseren Teil derselben einbüßen,“ sagte sie. „Habt Ihr vergessen, daß dieser Mann mich liebt?“

„Nun, was soll's?“ fragte er unmutig über ihre Unterbrechung.

„Laßt ihn bei unserer Hochzeit zugegen sein, laßt ihn Euren Triumph sehen. Mögt Ihr tun mit ihm, was Ihr wollt, nichts wird ihm größere Pein bereiten als gerade dies!“

„Ha, ha!“ lachte er laut. „Gut gesagt, mein Täubchen! Ja, er soll dabei sein, und nachher —“

„Tut was Ihr wollt,“ ergänzte sie. „Wenn Ihr mich nur verzeiht! Und Ihr vergebt mir gewiß, nicht wahr? Gebt mir Eure Hand.“

Sein Auge fiel auf die Hand, die sie ihm entgegenstreckte. Er nahm sie in die seine, während sich seine Stirn in finstere Falten legte.

„Ha!“ fuhr er auf, aufmerksam die Hand betrachtend, „er gab dir diesen Ring!“

Thyrza hatte das ganz vergessen. Der Fehler konnte verhängnisvoll werden. Doch noch lag es in ihrer Macht ihn zu ihrem Vorteil umzulehren. Es schüttelte sie wie in heftigem Fieber, aber die Antwortung verschwand so schnell wie sie gekommen. So teuer ihr Hilary's Ring sein mußte — sein Leben galt ihr doch höher.

„Ach,“ sagte sie mit einer Stimme, die nichts mehr von dem verriet, was in ihrer Seele tobte. „Ach, ich hatte es vergessen, laßt mich versuchen, ob er an Euren Finger paßt.“ Damit steckte sie ihm das Kleinod an seinen Finger. „Ihr hieltet es für ein Liebeszeichen; nun denn, es ist jetzt ein solches.“

Die Art und Weise, in der sie das sagte, besiegte ihn vollständig, sie galt ihm als der sprechende Beweis ihrer Aufrichtigkeit. In Wahrheit wirkte auch ihre Nachgiebigkeit unwillkürlich überzeugend auf ihn ein. Die einfache Tatsache, daß sie einwilligte, nicht nur sein Weib zu werden, sondern ihm auch das Schicksal des Gefangenen überließ, war für ihn entscheidend, und da zu diesem Umstande sich noch das Ueberzeugende ihres Handelns gesellte in Verbindung mit der natürlichen Bereitwilligkeit jedes Mannes, sich als seinem Rivalen überlegen zu betrachten, so konnte das sich hieraus ergebende Resultat nicht überraschen. Und in der That war es auch seine eigene Verschlagenheit, welche dazu beitrug, ihn zu täuschen — denn der Glaube an seinen eigenen Scharfsinn machte es ihm unmöglich, sich vorzustellen, daß ein anderer ihn zu übertrumpfen imstande sei, während die Geringschätzung, die er für weibliche Eigenschaften fühlte ihm den seltsamen Gedanken ihres Prüfenwollens seiner Ergebenheit nur in so harmloserem Lichte erscheinen lassen mußte. Es war nur weibliche Launenhaftigkeit

ohne Grille von ihr gewesen, entstanden aus Unbernhmft und Caprice.

Er befestigte den Ring an seinem Finger und betrachtete sie mit leichtem Lächeln.

„Ich sehe, daß ich dir verzeihen muß,“ sagte er, „den Ring nehme ich an — oder besser, ich werde ihn gegen einen andern eintauschen. Ich besitze ein solches Kleinod, das ich von dir getragen sehen möchte. Warte einen Augenblick, ich will es sogleich holen.“

Er verließ sie, lehrte aber sogleich wieder um.

„Einen Kuß, Geliebte!“ bat er.

Ein Schauer durchrieselte ihren Körper. „Halt!“ sagte sie furchtsam, die Hand abwehrend ausgestreckt. „Wartet einmal — es ging mir eben etwas durch den Kopf — ich wollte Euch etwas fragen. Was war es doch? Ach, ich vergaß es wieder — schadet nichts, es wird mir wieder einfallen. Es war von keiner Wichtigkeit.“ Der Atem ging ihr aus.

„Komm, einen Kuß!“ wiederholte er bestimmter und mit leiser Ungebuld.

„Ach ja, das war's!“ begann sie wieder, als sei ihr plötzlich der entfallene Gedanke wieder gekommen. „Jetzt erinnere ich mich. Die Trauung soll in der Burgkapelle stattfinden und sämtliche Schloßbewohner müssen zugegen sein. Ich wißt, daß wir törichte Frauen bei solchen Anlässen gern ein wenig Pomp und Gepränge lieben.“ „Richte das nur ganz nach deinem Wunsche ein,“ erwiderte er.

„Dank Euch, Dank! Und auch einen Chor von Sängern aus dem Kloster unten möchte ich zur Verschönerung der Feier heraufkommen lassen. Darf ich?“

„Narrenspößen!“ knurrte er, doch mit einer Nachgiebigkeit im Ton, die man kindlichen Lorhelten entgegenbringt. Und hier betrog ihn wieder sein Glaube an die eigene eingebildete Schlaubeit. Ihr kindliches Bestehen auf der Mitwirkung eines Sängerkhore, so weit davon entfernt, Argwohn zu erwecken, half nur diesen einzuschläfern. Für ihn waren es eben Narrenspößen, wie er selbst gesagt, die sich nicht berechnen ließen, die man aber bei einem Weibe mit in den Kauf nehmen mußte und die nur das Produkt eines Popses waren, aus dem schwerlich etwas Schlimmes hervorgehen konnte.

„Ich weiß es selbst,“ antwortete sie, „und ich bitte Euch um Nachsicht deswegen. Freilich, wenn Ihr dagegen seid —“

„Dagegen? Bewahret!“ sagte er mit steigender Ungebuld. „Rache das alles mit Pater Florian ab. Doch nun meinen Kuß!“

Das war eben der schwerste Teil ihrer Aufgabe. Ein unangenehmstes Gefühl des Eids stieg in ihr auf, aber heldenhaft kämpfte sie die Empfindung nieder, und ohne sich Zeit zur Ueberlegung zu lassen, schlang sie die Arme um seinen Nacken und küßte ihn zweimal. Im selben Augenblicke öffnete sich die Turmpforte und Hilary, in Pater Florian's Gewand gehüllt und die Kapuze tief ins Gesicht gezogen, so daß sie dasselbe vollständig verbarg, trat unbemerkt in den Hof. Er stockte plötzlich — und sah den Kuß.

Sombraß aber lächelte befriedigt.

„Doch nun den Ring geholt,“ sagte er. „Warte hier, ich wiedertomme.“ Damit verschwand er im Dunkel des Loxweges, ohne Hilary gesehen zu haben.

Sobald er fort war, wischte Thyrza eiligst den Kuß fort, als ob er ihre Lippen besleckt habe, während ihre Augen triumphierend aufleuchteten und dem sich Entfernenden verächtlich nachblickten.

„Narr!“ dachte sie. „Alles geht gut. Dem Himmel sei Dank und allen Heiligen!“

Da berührte jemand ihre Schulter. Erschreckt wandte sie sich um und sah Hilary hinter sich stehen. Aus der zurückgeschlagenen Kapuze blickte ihr sein abschabtes Gesicht entgegen.

„Barnherzigkeit!“ schrie sie auf. In der Aufregung ihrer Unterredung mit Sombraß war ihr ganz entfallen, daß ja der Geliebte jeden Augenblick erscheinen mußte. Es erfüllte sie in diesem Augenblicke mit Schrecken.

„Geh! Geh!“ rief sie verzweifelt. „Er wird gleich wiedertommen. Warte, bis er fort ist!“

„So?“ sagte Hilary dumpf. „Aber warum, wenn die hochhehle Jungfrau erlaubt, sandte sie dann nach mir? Um sehen zu müssen, was ich eben sah? Thyrza, du

hast mir das Leben gerettet, aber mein Herz ist gebrochen!“

„Zweifelst du an mir?“ fragte sie tief verletzt.

„Nein, Thyrza,“ erwiderte er. „Das kann ich nicht — will es auch nicht. Und doch muß ich fürchten, daß du ihm nachgeben wirst, um mein Leben zu retten. Nein, was rede ich, du hast dich ihm ja bereits ergeben!“

„Vergib mir, Hilary. Wie hätte ich das Schreckliche ertragen können, dich vor meinen Augen gemordet zu sehen. Aber noch wird alles gut werden!“

„Du hast eingewilligt, sein Weib zu werden,“ fuhr er hartnäckig fort. „Aber ich will, du sollst ihm sagen, daß er vergebens glaubt, daß du standhaft bleiben wirst, und wenn er das Schlimmste tut!“

„Nein, nein!“ antwortete sie schnell. „Im Gegenteil, ich mußte ihm sagen, daß ich ihn heiraten will — es ist der einzige Ausweg. Allein es ist jetzt nicht die Zeit, davon zu sprechen, jeder Augenblick ist hier gefährlich. Ich erkläre dir alles, wenn er fort ist. So geh doch! Geh!“ sagte sie mit verhaltenem Weinen.

„Der einzige Ausweg!“ wiederholte er bitter ihre Worte. „Du sagst das so ruhig, Thyrza! Wenn du sein Weib wirst, wäre mir besser, ich läge jetzt da unten — würde mich wahnsinnig machen!“

„Fort, fort!“ Um des Himmels willen!“ unterbrach sie ihn, angestrengt lauschend. Allein die Warnung kam zu spät. Sie hatte nur noch Zeit, ihm die Kapuze wieder ins Gesicht zu ziehen, als Sombraß auch schon den Hof betrat, in seiner Hand einen Ring haltend. Sie wandte sich um und empfing ihn mit einem Lächeln.

„Ach,“ sagte sie leise. „Ich sprach eben mit dem Pater über die Feierlichkeit morgen.“ Und sich zu Hilary wendend, fuhr sie fort: „Wollt Ihr uns jetzt verlassen, Pater. Wir sprechen noch weiter darüber.“

„Halt, einen Augenblick, Pater Florian!“ wurde sie von Sombraß unterbrochen. „Ich habe ebenfalls einige Worte mit Euch zu reden, und zwar über unsere Hochzeit, welche diese Jungfrau hier so eilig angeheißt hat.“

Hilary begann zu stutzen. „Hochzeit?“ sagte er fragend zu sich. Thyrza aber suchte ihn durch heimliche Zeichen zu bestimmen, sich zu entfernen. Allein er rührte sich nicht vom Flecke.

„Geliebte!“ fuhr Sombraß zu Thyrza fort, „als du mir zuerst sagtest, daß du mich liebst, wußte ich nicht, was ich denken sollte, aber dann, als du mich geküßt —“

„Ha!“ knirschte Hilary in seiner Kapuze.

„Saget Ihr etwas, guter Pater? Nichts?“ fragte Sombraß, sich rasch umwendend, fuhr aber gleich wieder fort: „Als du mir sagtest, daß du den Gefangenen nie geliebt, sondern nur so getan, um meine Liebe auf die Probe zu stellen —“

„Ha!“ entfuhr es Hilary wieder.

„Als du an meine Hand diesen Ring stecktest, den er dir gegeben — als du versprachst, schon morgen mein Weib zu werden, und mich hatest, daß er der Feier beiwohnen müsse, damit wir uns an seinen Qualen weiden könnten, als du nichts mehr gegen seinen Tod einzuwenden hattest, der arme, blinde Narr —“

„Das ist zu viel!“ schrie in diesem Augenblicke Hilary laut, alle Vorsicht vergessend, und wollte sich auf Sombraß stürzen.

„Ha, was ist das?“ rief dieser stehend.

„Der arme blinde Narr!“ antwortet Hilary wütend und riß die Kapuze herab.

8. Kapitel.

„Der arme blinde Narr!“ wiederholte Hilary noch einmal, Thyrza sein Gesicht zuwendend, welche verzweifelt die Hände rang. Und dann, als Sombraß sich allmählich von seiner Ueberraschung erholte und instinktiv nach der Stelle griff, wo sonst sein Dolch hing, fuhr er fort: „Laßt Eure Waffen stecken. Wenn Ihr überhaupt solche bei Euch habt — Ihr bedürft ihrer nicht. Ich bin unbewaffnet, und Eure Leute sind in Rufesweite. Ich würde Euch nicht entkommen, auch habe ich nicht die Absicht, es zu versuchen. Ich kam nur auf den Wunsch dieser Dame hierher. Weder einer meiner Wächter noch Pater Florian sind schuldig. Ihr werdet den Pater gebunden in meiner Zelle finden, und vor Euren Leuten schützte mich dieses Gewand.“

(Fortsetzung folgt.)

Tierische Trunkenbolde.

Von Dr. Hans Körte.

(Nachdruck verboten.)

Wenn in der Spruchweisheit des Volkes auch eine Menge kerniger Wahrheiten steckt, so treffen doch in vielen Fällen die Aphorismen dieser Art nicht zu. Man macht einem betrunkenen Menschen den Vorwurf, daß er „bezechet sei wie ein Vieh“ und in demselben Atemzuge hält man ihm vielleicht das Tier als nachahmenswertes Vorbild der Mäßigkeit mit den Worten vor: „Das Tier hört auf, wenn es genug hat; und Du . . . usw.“

Wie gewöhnlich, liegt auch hier die Wahrheit in der Mitte. Fanatische Anhänger von Bacchus und Gambrius sind die Tiere schon deswegen nicht, weil es ihnen für gewöhnlich an der Gelegenheit mangelt, zu alkoholischen Getränken zu gelangen und obendrein bewahrt den weitans größten Teil der Tierwelt die instinktive Abneigung gegen die durch alkoholische Gärung entstehenden Getränke vor den Gefahren des Alkoholismus. Aber nicht alle sind Temperenzler; es gibt vielmehr eine ziemliche Reihe unter ihnen, die, wenn sie zu Wein, Bier oder Schnaps gelangen, es ebenso arg treiben, wie der ärgste Quartalsäufer und — es gibt doch noch eine Gerechtigkeit in der Welt — für ihre Exzesse ebenso mit Kassenjammer blühen müssen, wie das Ebenbild Gottes.

Wenn man vom größten aller Säugetiere, dem Baffisch, absieht, der begreiflicherweise kaum je in die Lage kommen kann, sich zu berauschen, ist gleich der nächstgrößte aus dieser Tierklasse, nämlich der Elefant, ein arges Aneipgenie. In Asien, wo dieser intelligenteste aller Vierfüßler als dienender Genosse des Menschen mit jenem in engerer Berührung lebt, kann man das Bild eines total betrunkenen Dichtäuters nicht gar selten sehen. In Ostasien und auf den Sundainseln werden Kraf und ähnliche Alkohole aus Reis und anderen mehrreichten Feldfrüchten in genau derselben Weise gewonnen, wie bei uns Korn aus Roggen und Spiritus aus Kartoffeln, d. h. es wird erst das Mehl in Zucker und dieser durch Gärung in Alkohol verwandelt, der dann abdestilliert wird. In der Mitte dieses Gärungsstadiums ist die Reismalche bereits ziemlich alkoholreich, während sie auch noch einen beträchtlichen Teil Süßstoff besitzt, und wirkt so ungefähr wie der einige Tage alte süße junge Wein, in größeren Mengen genossen, höchst veräuschend. Wenn die Brennerei, wenn durch eine unverschlossene Tür um diese Zeit ein Elefant über das süße Getränk kommt. Dem Gemüthe, der nicht eher unterbrochen wird, als bis der Magen bis auf das letzte Bläschen gefüllt ist, folgt ein Ausbruch der ungebundensten Heiterkeit; nur zertrümmern diese Riesentiere in ihrer guten Laune häufig alles, was sich in ihrer Nähe befindet und nehmen erst wieder Raison an, wenn sie ihren Rausch ausgeschlafen haben.

Noch ärger treiben es die Affen, welche, wenn sie erst einmal von dem süßen Trank der Letzter gekostet haben, leidenschaftliche Alkoholiker werden. In Ländern, wo man Palmwein als Hausgetränk genießt, muß man denselben daher auch ängstlich vor den trinklustigen Bierhändlern verbergen, die übrigens in den verschiedenen Stadien der Trunkenheit von der höchsten Exaltation bis zur todesähnlichen Betäubung einen höchst possierlichen Anblick gewähren.

Unter unseren Haustieren huldigt eine große Anzahl dem Trunke. Eine wahrhaft klassische Beschreibung eines betrunkenen Esels liefert Zola im Anfang seines Romans „Mutter Erde“ und der berühmte Romancier muß wohl einmal einen Meister Langohr in diesem Zustande gesehen haben; denn sonst hätte er unmöglich den Rausch dieser Tiere mit solcher Naturwahrheit porträtieren können.

Daß man feurigen Rennpferden häufig kurz vor Beginn des Rennens eine Flasche Champagner einschüttet, um sie zu einer außergewöhnlichen Kraftleistung anzuspornen, ist bekannt. Aber auch der friedliche Adergaul und unser Rindvieh, welches ja vielfach ohnehin mit Schlempe gefüttert wird, trinkt mit besonderem Vergnügen, wenn ihnen durch Zufall einmal ein Eimer süßer alkoholreicher Maische bescheert wird.

Sunde gewöhnen sich übrigens leicht ans Biertrinken und wenn sie z. B. in einer Restauration leicht über das Abtropfbier geraten können, so gewöhnen sie sich derart an den Saft des Gambrius, daß sie schließlich täglich ihr Deputat förmlich fordern und leichtlich 4—5 Glas bewältigen, ohne einen Rausch davonzutragen. Man sagt ihnen nach, daß sie einen Widerwillen gegen Wein haben; das trifft aber in Wahrheit gar nicht zu; der Wein muß nur entsprechend gesüßt sein, und der Verfasser dieser Zeilen besitzt als Beweis hierfür noch jetzt einen alten Vorsteher Namens „Punzel“, der schon als einjähriges Tier die Süßigkeiten der Bacchusgabe entdeckte, als er einmal dazu kam, etwas vergossenen Glühwein aufzulecken, und er seitdem auch einen Schluck spanischen Wein oder Marsala nicht verschmähte.

Als absolute Verächterin des Alkohols gilt im allgemeinen die Katze, und das trifft ungefähr zu. Da aber keine Regel ohne Ausnahme ist, möge hier der selbstbeobachtete Fall in einer befreundeten Familie erwähnt werden, wo ein lungenleidendes Familienmitglied täglich Milch mit Kognak trank, von welchem ja nicht übeln Gemisch die schöne Hauskatze, ein mächtiger Angaralater, jedesmal seinen Anteil bekam und mit Würde aufschlürfte.

Hiermit ist aber die Reihe der Trinker unter den Säugetieren noch lange noch nicht abgeschlossen. Ratten, Mäuse und Meerschweinchen haben eine wahre Leidenschaft für den Alkohol und trachten, wenn sie erst einmal auf den Geschmack gekommen sind, auf jede Weise sich in den Besitz desselben zu setzen. Auch andere Rager, wie Hamster und Zieselmäuse, verschmähen einen herzhaften Trunk nicht und daß unser bei Alt und Jung beliebter Meister Pech, ein Allesesser in des Wortes bester Bedeutung, sich gern einen gehörigen Feszen antrinkt, können alle, namentlich im Osten häufigeren Wandertruppen, bestätigen, die mit einem oder mehreren Lanzknechten von Ort zu Ort ziehen und deren zottiger, in einem leeren Stalle logierender Kumpan recht oft den Weg zu Bier und Wein zu finden weiß.

Unter den Vogelgeschlechtern sind ganz gefährliche Trunkenbolde die Gänse. Sind sie erst einmal zur Kenntnis der berausenden Wirkung von Wein und Bier gekommen, so lassen sie nicht davon ab, und auf Landgütern, wo die alkoholhaltigen Abfallwässer von Brennereien über den freien Hof laufen, gewöhnen sich die Wächterinnen des Kapitols regelmäßig das Trinken an, so daß sie in dem darauf folgenden Zustande schließlich durch ihr Schnattern ein modernes Kapitol vor einem Gallier, Nehmen wir an, ein deutsches Sperrfort in den Vogesen vor einem heraufkletternden Franzosen retten würden. Die Ente, das genußsüchtigste und gefräßigste von unseren Haustieren, tut es natürlich ihnen nach. Am närrischsten gebärden sich aber unsere Hühner. Um ein Hühnervolk im Zeitraum von 10 Minuten total betrunken zu machen, ist nichts weiter nötig, als sie, namentlich wenn sie recht hungrig sind, mit kleingeschnittenem Brot oder Weißgebäck, welches man in einen süßen Schnaps getaucht hat, zu füttern. Der Scherz ist ziemlich ungefährlich, und es gewährt einen grotesken Anblick, unsere Eierlegerinnen, die dank ihrer Zweibeinigkeit die Bewegungen eines schwerbezechten Menschen sehr getreu kopieren, augenverdrehend in Zickzackbewegungen über den Hof torteln zu sehen.

Unsere Zier- und Singvögel, einheimische, wie exotische, gewöhnen sich fast ausnahmslos leicht an Spirituosen. Ein Stücker Distuit oder sonst eine Lieblingsverschmäh, und Papageien, selbst die zierlichen Zinseparrables (Wellensittiche) erheben, nachdem sie sich einmal an die Bacchusgabe gewöhnt haben, ein so mörderisches Geschrei, wenn ihnen dieselbe einmal vorenthalten wird, daß man ihnen des lieben Friedens wegen gern nachgibt.

Unser Indiom, oder wie man ihn in vielen Gegenden Deutschlands nennt, Butter oder Truthahn, verliert beim Alkoholgenuß alle seine Würde und Ehrsamkeit, die ihm sonst zum unbestrittenen Herrscher des Geflügelhofes machen, und wenn er Alkohol genossen hat, kennt man den majestätischen Granden im schwarzen Gewande mit Purpurbesatz gar nicht wieder, der dann tänzelt und in die Luft springt und Räder schlägt, bis die zunehmende Be-

äubung sich seiner bemächtigt, und er seinen Rausch ausschläßt

Daß sich endlich auch die Schweine gerne betrinken, könnte man nach einer hier nicht wiederzugebenden vollstündlichen Redensart schon von vornherein vermuten. Diese Annahme trifft auch zu. Denn das in seiner Nahrung so wenig wählerische Tier nimmt recht gern die Rückstände der Branntweimbrennereien, in denen wenig guter Alkohol, aber große Mengen des betäubenden Fusels enthalten sind, zu sich und die Folgen sind dann auch danach.

Wollte man alle Vertreter der niederen Tierwelt aufzählen, welche sich gelegentlich einmal einen tüchtigen Rausch holen, so würde der Umfang dieses Aufsatzes ungebührlich anschwellen. Es genügt daher der Hinweis darauf, daß sich die so lästigen Schwaben und Russen, ferner auch Schmetterlinge, allerhand Käfer und zahllose Insektenarten, wie Bienen, Hummeln, Wespen, Fliegen, bis zur Bewußtlosigkeit betrinken.

Schlangen, die lange in der Gefangenschaft gehalten werden, gewöhnen sich daran, Milch aus einer an einem bestimmten Platze stehenden Schüssel zu trinken. Verfasser dieses sah nun einmal in der Behausung eines Kräutersammlers in Kärnten, der mit einer nahezu 2 Meter langen, zahmen Nestschlange das Zimmer teilte, wie dies, übrigens ganz ungeschickliche Tier, einen Milchnapf leerte, in welchem sein Besitzer ein ganzes Glas stark gekühlten Schnaps gegossen hatte. Die Schlange, deren Art übrigens die größte der in Mitteleuropa heimischen ist, fing bald an, sich auf das lebhafteste zu ringeln und förmlich zu tanzen, lag dann aber, vom Rausche übermanni, eine Viertelstunde absolut regungslos da und reagierte auf keine Berührung mehr.

Neußert sich bei den Tieren schon der Rausch in ganz ähnlicher Weise wie beim Menschen, so ist dies auch mit dem Katzenjammer der Fall. Bienen und Hummeln streifen sich mit den Füßen ihren glänzenden Pelz, als ob sie richtiges Haarweh hätten, und verkaterte Hunde kann man Sauerampfer essen sehen, während in derselben Verfassung befindliche Schafe und Ziegen sich an sauren Beeren befechteten, ganz wie wir einen marinierten Hering genießen.

Ein Teil der Menschen trägt vom ersten schweren Rausche einen dauernden Widerwillen vor alkoholischen Erzeugnissen davon, während ein anderer wieder dabei erst auf den Geschmack kommt und „nie wieder trinkt bis zum recht baldigen nächsten Male“. Auch hierin halten es die Tiere ganz wie wir: denn während die Minderheit durch die Qualen des „Jammers“ für immer kurirt ist, betrinken sich die meisten Tiere bei der nächsten Gelegenheit ganz ebenso wie beim ersten Male.

Nimmt man nun noch dazu, daß viele Tiere sich an frischen Tabakblättern, jungem Knoblauch, in vollem Saft stehenden Mohnpflanzen und dergleichen mehr gern betauschen, so muß man wohl zugeben, daß durch die ganze Bebelwelt der Drang nach erregenden und narkotischen Stoffen geht. Oder sollten etwa all die Tiere, groß und klein, bei einem modernen pessimisten in die Schule gegangen sein und im Gele am Leben den Zustand des Nichtdenkens und Nichtfühlens für den begehrenswertesten halten? Vielleicht schreibt uns einmal einer der Jüngsten und Neuesten den tragisch endenden Roman einer Hasenfamilie, wo die Untreue der Häsinn den Gatten von Stufe zu Stufe sinken ließ, bis er aus Gram über die desolaten Familienverhältnisse eines schönen Juliabends zu viel des opiumhaltigen Mohnsaftes genoss, um nie — nie mehr zum Leben zu erwachen, zum Entsetzen der tief, aber zu spät bereuenden Gattin, die beim bleichen Frührot den Gemahl als „tote Leiche“ fand.

Tagespruch.

Vor seiner Tür lehr' jeder sein,
So wird's in der ganzen Stadt rein.
Kölnhagen.

Wo gibt eine Dieblosigkeit, die sich Wahrheitsliebe nennt.
Salzmann.

Scherz und Ernst

„Wenn Sie objektiv sein wollen . . .“ Das ist ein gräßliches Wort und man hört es leider heute noch viel zu oft zugunsten unserer Feinde anwenden: „Wenn Sie objektiv sein wollen, müssen Sie unbedingt zugeben, daß . . . usw.“ In einem recht lesens- und beherzigenswerten Aufsatz „Deutsche Sorgen“ zieht Marie Diers im „Türmer“ gegen diese „Objektiven“ zu Felde. Da folgt dann eine Aufzählung ausländischer Tugenden und deutscher Unvollkommenheiten, und der deutsche Durchschnittsphilister fällt unbedingt darauf herein. Mit dem Worte „objektiv“ (Peitsche und Bonbon zugleich) kann man ihn zu jeder, aber auch zu jeder Verrenkung bringen. Er würde sich lieber alle möglichen Sünden und Schanden zusprechen, lieber seinen Patriotismus anzweifeln lassen als seine Objektivität. Für die deutsche Veranlagung, die einen unzerstörbaren Kern von Ehrlichkeit und Gerechtigkeit in sich trägt, hat dies Wort allerdings einen Zauber, der schwer abzuschütteln ist. Wir können uns auch nie die romantische Subjektivität der Franzosen und Italiener aneignen, denn eine reise, starke Nation kann nicht plötzlich zu einem Haufen läppischer Kinder werden. Die Naturanlage an sich, der Gerechtigkeitsinn gehört ebenso wie der Idealismus zu den Geheimnissen unserer Kraft, die uns kein anderes Volk nachmacht. Denn wie das Geistige letzten Endes immer über das Ungeistige triumphiert (der Mensch trotz seiner äußeren Unterlegenheit über das Tier), so triumphiert auch jetzt und wird es in Zukunft noch viel ausdrücklicher die von geistigen und sittlichen Bestandteilen durchsetzte deutsche Nation über die andern, denen die idealen Kräfte fehlen, oder die sie im Laufe der Geschichte verloren haben. Der Gang zu objektivieren und die Sentimentalität — diese beiden Fehlwüchse sind die besten Zeichen dafür, daß eine kräftige Erziehung des Verstandes und des Gemütes fehlte, durch die erst diese Anlagen brauchbar und wertvoll gemacht werden würden. Diese beiden Auswüchse scheinen sich gegenseitig auszuschließen. Objektivität ist Sache des Intellekts, wie uns beständig versichert wird, und sie ist die Feindin jedes „Gefühls“. Sentimentalität aber ist Gefühl und beargwöhnt den Verstand. — So müßte es sein, so ist es aber nicht. Was uns als Objektivität vorgelegt wird, ist eine verschwommene, unlogische und auf ihrer Halbbildung beruhende Lüstelei, die an dem Feinde „Vorzüge“ entdeckt und das eigene Volk mit erhabener Miene tabeln möchte.

Humoristisches.

Russische Klassizität. Bar: „Onkel, bring' mir meine Legionen wieder!“ Nikolai Nikolajewitsch: „Nur Geduld, sie sind ja schon in Eilmärschen unterwegs. Wenigstens, was noch übrig davon ist.“ — Ein fluger Pfiffikus. Vater: „Hast du den Brief an die Großmutter auch frankiert, Max?“ „Nein, den Großvater habe ich geparkt, Vater . . . ich habe „Feldpost“ darauf geschrieben!“ — Saure Wochen. „D' Italiener werd'n aber no a G'sicht machen. B'sonders, wenn's eahnere Zitronen alloan z'samm frassen müssen.“ — Soldatenhumor. „Ah, da schau, sechs französische Flieger zugleich, früher hat man für einen einzigen Eintrittspreis zahlen müssen.“ — Süße Gewohnheit. In zwei Reihen rechtsum tritt die Mannschaft vor der Feldküche zum Mittagsmahl an. Der Kanonier Ottolar — im Zivilleben Assessor und gefeierter Don Juan — erscheint, wie das in der Garnison wohl vorschrittmäßig ist, in der blauen Schürze. Der Herr Feldwebel schaut den korrekten Feldgrauen mit verbündeten Augen an. „Der kann nit anders!“, ruft jemand aus dem zweiten Gliede, „der is sein Leb' lang mit aner Schürz' dinitieren gegangen!“ (Meggendorfer Blätter.)